

# Blätter aus Krain.

## Beilage zur Laibacher Zeitung.

N<sup>o</sup>. 26.

Fünfter Jahrgang.

28. Juni 1861.

### Wohin?

(Kam?)

(Nach dem Slovenischen des F. Presern, von A. D.)

Ich stürme ohne Rast dahin,  
Die Freunde fragen mich, wohin?  
Fragt lieber die Wolke am Himmelszelt,  
Des Meeres Brandung, wohin sie schwellt,  
Wenn sie der Sturmwind, der mächtige Herr,  
Nach seinem Gefallen treibt hin und her.  
Nicht weiß es die Wolke, der Wogenschwalm,  
Nicht weiß ich, wohin mich treibt die Dual.  
Nur das allein weiß, das vergeß' ich nicht,  
Daß ich ihr nicht darf vor's Angesicht,  
Und daß kein Ort zu finden je,  
Wo ich vergessen kann dieß Weh'.

### Zum Abschied.

(K slovesu.)

Was doch wendest Du von mir  
Weg Dein liebes Angesicht,  
Deiner Augen mildes Licht,  
Lieber scheid' ich von Dir.

Deine Rechte ohne Sähen  
Gib mir, einem Freunde gleich,  
Nicht mein Auge thränenreich,  
Lautlos meine Lippe sei.

Nicht wird grollen Dir mein Herz,  
War es doch schon freudenleer  
Ehe Du es machtest schwer,  
Tragen wird es seinen Schmerz.

Wieder kommt die alte Zeit,  
Da mich treibt auf flüß're Pfade  
Düß'tres Schicksal ohne Gnade  
In des Lebens Einsamkeit.

Die von mir noch niemals wich,  
Meine treue Freundin soll,  
Die Ergebung liebevoll  
Leiten durch das Leben mich.

Tragen hilft sie mir die Last,  
Bis das letzte Liebchen mild  
Winkt, des Todesengels Bild  
Und in seinen Arm mich faßt.

### Gustel von Plasewitz.

(Fortsetzung.)

Ein Kavallerie-Offizier verborgt drei Sachen nicht gern, wie ein altes Sprüchwort sagt, nämlich sein Pferd, seine Pistolen und die Flamme seines Herzens; die Herren machten also etwas lange Gesichter. Da ihr Gast, der sich selbst so theilnahmvoll für sie zeigte, darüber aber ein wenig die Stirn runzelte, und da man einem Kameraden von der Waffe doch schon ohne allzu große Besorgnisse ein Pferd anvertrauen kann, entschloß sich endlich der Premierlieutenant, zögernd zu antworten:

„Ich könnte Ihnen wohl anhelfen, — ein vortrefflicher Gaul, — Sie wissen wohl, Kamerad, was ich Ihnen vorher von ihm gesagt habe?“

Die letzten Worte waren an den Infanteristen gerichtet, und er nickte beistimmend; wenn er überhaupt Lust zu dem Handel gehabt hätte, würde er ihn jetzt gewiß rückgängig gemacht haben, denn ein gutes Pferd hätte der Premierlieutenant wahrhaftig nicht seinem besten Freunde geborgt.

„Ich nehme es dankbar an,“ erwiderte der Graf, der von seinem Plane ganz enthusiastisch zu sein schien; — „nimmt es unter meinen Händen übrigens Schaden, so bezahle ich Ihnen gern jeden Preis für das Thier.“

„Möchte es doch Hals und Beine brechen!“ flehte der Premier heftig zum Himmel, aber er machte eine abwehrende Handbewegung.

„Nun zweitens, meine Herren, können Sie nicht vielleicht, der Anwesenheit Ihres Obersten zu Ehren, morgen Abend irgend eine Festschicklichkeit, einen Ball oder dergleichen in Ihrer Ressource veranstalten? — Sie haben doch eine Ressource hier in dem Neste?“

„Allerdings,“ antwortete der Lieutenant; „es ist übrigens morgen Abend so wie so der gewöhnliche vierzehntägige Ball, und der Oberst wird zweifellos diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, sich wieder in seiner ganzen Jugendschicklichkeit zu zeigen.“

„Das paßt vortrefflich!“ rief der Graf erfreut. „Nun sollen Sie meinen Plan hören.“

Die Herren steckten die Köpfe zusammen, da der Sprecher eine sehr geheimnißvolle Miene annahm, und ihnen winkte, ihm ihr Ohr zu nähern; er flüsterte dann so leise, daß kein Laut davon zwei Schritte weit von dem Tische

drang. Die Mienen seiner Zuhörer wurden immer erlaunter, je länger er sprach, und als er aufhörte und Einen nach dem Andern triumphirend anblickte, meinte zuerst der Premierlieutenant kopfschüttelnd:

„Das ist mir doch eine zu abenteuerliche Geschichte.“

„Ganz gut, wenn sie ausführbar wäre,“ bemerkte der Infanterist ebenso bedenklich, — „aber ich bin überzeugt, Ihre Rolle läßt sich nicht durchführen, lieber Herr Graf.“

„Was?“ rief der Jüngling hitzig. „Wissen Sie auch, lieber Herr Kamerad, daß ich erst vor vierzehn Tagen auf dem Liebhabentheater unserer Garnison, wo wir Wallensteins Lager gaben, die Gustel von Blasewitz mit einem wahrhaft unglaublichen Erfolge gespielt habe? — Unser Premierlieutenant war bis zum Todtschießen verliebt in mich, der alte Regimentskommandeur küßte mich in meinem Kostüm ein über das andere Mal, so daß seine Frau ganz eifersüchtig wurde, und —“

„Schon genug!“ rief der Lieutenant von W. mit ganz aufgeheitertem Gesichte dazwischen. „Ich bin Ihrer Ansicht, daß es ganz vortrefflich gehen wird, und ich will Sie schon allein unterstützen, sollte man mich hinterher auch zum Teufel jagen. Hier meine Hand darauf! Seien Sie keine Spaßverderber, meine Herren.“

Noch eine Weile wurde die Unterhaltung wieder flüherud geführt, dann erklärten auch die beiden älteren Offiziere, denen der Wein schon etwas in den Kopf geschlagen sein mochte, wie sich wenigstens aus ihren glühenden Gesichtern schließen ließ, daß sie die ihnen zugeordneten leichten und von großer Verantwortung freien Rollen übernehmen wollten.

„So reite ich sofort ab!“ jubelte der Graf in ausgelassener Lustigkeit. „Mein alter Vetter kann noch zwei Tage länger auf mich warten, — ich widme mich ganz dem großen Machekampfe. Ein köstlicher Spaß!“

„Aber Ihr Wort darauf, meine Herren,“ rief der Infanterist, — „daß, wenn Alles gut abläuft, mindestens zehn Jahre lang nicht von der ganzen Geschichte gesprochen und auch dann nie Namen genannt werden!“

Die Herren reichten sich die Hände und brachen auf. Sie hatten durch den Wirth erfahren, daß der Oberst mit seinem Adjutanten schon zu der Nachmittagsbesichtigung ausgegangen sei, und zum Ueberfluß, um nicht erkannt zu werden, wozu er seine guten Gründe haben mußte, küßte sich der Graf so fest in seinen Mantel und zog den Mützenschirm so tief in das Gesicht, daß dieses fast ganz bedeckt wurde. Eine Stunde später ritt er durch die Hintergäßchen der Stadt aus derselben auf dem Wege nach X.

Die Nachmittagsbesichtigung war zur ziemlichen Zufriedenheit des Brigadeführers abgelaufen und dem Rittmeister damit ein Stein vom Herzen gefallen; wie viele Lagen aber noch darauf! — Schon sein erster Empfang durch den hohen Vorgesetzten war kein freundlicher gewesen, denn wohl nicht ganz mit Unrecht hatte dieser ihm den Vorwurf gemacht, daß er ein zu viel nachsichtiges Auge auf seine

Offiziere haben müsse, da diese sich auf so eklatante Weise von allen Dienstvorschriften abzuweichen erlaubten. Die Kirchenparade am andern Vormittage lief ganz glücklich ab, Lieutenant von W. war dabei in einer Binde erschienen, die ihm ziemlich bis an die Ohrläppchen reichte, so daß er den Kopf weder rechts noch links zu drehen vermochte und ganz häßlich schiefen mußte; — er hatte die ganze Nacht hindurch den einzigen Handschuhmacher von S. in Thätigkeit gesetzt, ihm dieses Halbeisen nach dem Muster der Brigadefinde, nur noch einen halben Zoll höher, bis zur Kirchenparade zu schaffen, und Oberst von W. konnte wirklich nicht unterscheiden, ob dieses monströse Instrument sein eigenes Geschenk sei. Uebrigens erwähnte er selbst kein Wort von dem Arrest, den er W. zudiktirt hatte, und ging diesem möglichst aus dem Wege, während er sich mit den anderen Offizieren nach seiner Art sehr kameradschaftlich unterhielt. Etwas zagend hatte ihm der Rittmeister auch eine Einladung zu dem Ressourcenballe dieses Abends vorgetragen und er sogleich sehr bereitwillig sein Erscheinen zugesagt.

Am Nachmittage ertönte zum Jubel der Judenjungen wieder das Extraposignal, und ein eleganter Halbwagen, jedenfalls ein Privatfuhrwerk, von zwei Postgäulen gezogen, auf deren einem der Postillon im Sattel saß, rollte in das Städtchen ein und hielt vor dem „blauen Kopf“. Der Oberst, der wieder an seinem Fenster stand, da er gerade nichts Besseres zu thun hatte, öffnete es; — er sah zwei Damen im Fond des Wagens und bog sich, trotz der nicht unempfindlichen Kälte, ziemlich interessirt hinaus.

Die beiden Damen waren in Mäntel eingehüllt, und selbst als sie sich mit Hilfe des Postillons aus ihrer Umgebung von Kistchen und Schachteln entwickelt hatten und ausgestiegen waren, ließ sich deshalb nicht viel von ihren Figuren unterscheiden; das Gesicht der Einen war aber wohl im Stande, dafür zu entschädigen und das Beste errathen zu lassen. Ein reizendes rosiges Antlitz mit einem wunderschön, netzich geformtem Munde und bligenden braunen Augen, in denen so unaussprechlich Viel lag, richtete sich, wie ganz zufällig, auf den im Fenster liegenden Obersten, und sogleich senkten sich die langen schwarzen Wimpern wieder über die herrlichen Augensterne und eine sanfte Gluth erhöhte das frische Roth der Wangen. Die Andere, die bei Weitem nicht mit derselben einfachen und vornehmen Eleganz wie jene gekleidet war, übrigens auch ein recht hübsches Mädchen, mußte wohl das Kammermädchen der Dame sein, denn der Oberst hörte ganz deutlich, daß sie diese „gnädige Frau“ nannte.

„Ah, siehe da, also junge Frau!“ dachte der Oberst bei sich und drehte sich unwillkürlich die Spitzen seines Schnurbartes höher auf. „Ein reizendes Weibchen! — wer sie nur sein mag?“

Der Herr Oberst war unverheiratet, und für alte Hagestolze gibt es gewöhnlich nichts Vikanteres, als eine junge Frau, zumal wenn sie ohne ihre schlechtere Hälfte reist.

Das Kammermädchen bezahlte dem Postillon ein sehr

reichliches Trinkgeld, wie sich aus dessen ehrfurchtsvollen Gutschwenkungen entnehmen ließ, und während dessen schlüpfte ihre Herrin wie ein junges Reh in die Hausthür hinein; vorher aber flog noch ein Mal ein ganz verstoßener Blick, der indessen dem aufmerksamen Obersten nicht entgehen konnte und ihm sehr schmeichelhaft war, zu ihm hinauf.

Mit äußerst vergnügtem Gesichte zog er sich vom Fenster zurück und nach kurzem innern Zwiepalte klingelte er der Bedienung. Gleich darauf erschien der Wirth selbst, der dadurch einmal seinen kostbaren Gast hoch zu ehren dachte und andrerseits nicht gut fortbleiben konnte, da er nur über ein Stubenmädchen verfügte, das eben ein Zimmer für die fremde Dame heizte.

„Wollen Sie mir gefälligst eine Flasche Burgunder besorgen,“ bestellte der Oberst, und als der Wirth sich mit einem tiefen Komplimente verbeugte, fuhr er fort:

„Sie haben wohl eben Besuch bekommen, liebster Herr Wirth? — Wahrscheinlich eine Dame vom Lande, die zum Ball hereinkommt?“

„Das glaube ich kaum, Herr Oberst,“ war die devote Antwort. „Die Damen sind mir ganz unbekannt, also wohl nicht aus dieser Gegend; indessen hat die eine mir aufgetragen, dem Herrn Lieutenant von W. sogleich wissen zu lassen, daß eine nahe Verwandte von ihm angelangt sei, die ihn so bald als möglich zu sprechen wünsche.“

Der Oberst verstummte und sein Gesicht zog sich in saure Falten, denn aus der Bekanntschaft des Lieutenants mit der Dame konnte sich für ihn gerade nicht viel Erspriessliches ergeben; auch war es ihm gar nicht lieb, daß er keine Aussicht hatte, sie auf dem Ball zu sehen, auf dem er ihr bereits den ersten Tanz zugebacht hatte.

„Ich werde ihr aber sogleich das Fremdenbuch vorlegen und dann ungesäumt dem Herrn Obersten Bericht erstatten,“ meinte der dienstfertige Wirth und zog sich mit einem tiefen Komplimente zurück.

„D es pressirt gar nicht so,“ rief ihm der Oberst nach, — „wenn Sie indessen die Güte haben wollen, — in einer kleinen Stadt interessirt jeder bedeutungslose Umstand. Der gute Brigadefeldwebel, vor dem zwei Regimenter mit acht Eskadronschefs und vier Mal so viel Lieutenants zitterten, konnte sich einer geheimen Unruhe nicht erwehren, wenn er jetzt an die schöne Fremde und ihren Verwandten, den Lieutenant von W., dachte.“

Zehn Minuten später erschien der Wirth wieder mit sehr geheimnißvoller Miene und dem ausgeschlagenen unsauberen Fremdenbuche in der Hand.

„Wenn der Herr Oberst gütigst einen Blick hier hinein thun wollen,“ flüsterte er mit vieler Wichtigthuerei. „Ich habe diesen Namen wirklich noch nie gehört.“ Und er las:

„Name und Stand: Auguste von Blasewitz, verwitwete Rittergutsbesitzerin. Woher? — Provinz Sachsen. Wohin? — noch unbestimmt, da ich zu meinem Vergnügen reise. Dauer des Aufenthaltes: — zwei bis drei Tage. Dienerschaft: — eine Kammerfrau.“

Der Wirth sah den Obersten fragend an, worauf dieser sich aber begnügte, ihm kurz zu danken.

„Sie muß sehr reich sein, denn sie hat dem Mädchen, das ich zu Herrn von W. geschickt habe, einen Thaler Trinkgeld gegeben,“ setzte der edle Gastgeber mit einem schlaun Blicke hinzu.

„Nun schon gut, das kann mich nicht weiter interessieren, denn ich kenne die Dame auch nicht,“ meinte der Oberst. „Ich danke Ihnen bestens.“

„Witwe, Güter in der Provinz Sachsen, sehr reich? — hm, das läßt sich denken,“ philosophirte er für sich, als er wieder allein war und sich das erste Glas Burgunder einschenkte. „Eine allerliebste kleine Frau! — wenn sie nur nicht mit dem verd — W. verwandt wäre!“

Wir müssen hier noch bemerken, daß der Herr Oberst keineswegs reich war, denn er bezahlte noch an einigen kleinen Schulden aus seiner Lieutenantzeit her; dem weiblichen Geschlechte war er nie abgeneigt gewesen und der Gedanke an's Heiraten war ihm schon oft genug durch den Kopf gespuckt, aber dabei war immer ein großer Haken gewesen, nämlich eine Frau zu finden, die Schönheit, Jugend, Liebeshwürdigkeit und vor Allem Reichthum in ihrer Person vereinige. Seit einiger Zeit hatte er sich solcher Gedanken freilich schon entschlagen zu müssen geglaubt, denn der grauen Haare waren immer mehr geworden und Ausichten auf Erfüllung seiner Wünsche damit immer weniger, — nun aber hatte der verschämte Blick der reizenden Frau von Blasewitz die Kohlen seines fünfzigjährigen Herzens wieder leise angehaucht, und als der Burgunder darauf zischte, zuckten die blauen Flämmchen an vielen Stellen empor. „Warum nicht?“ dachte er, noch ein Mal vor den Spiegel tretend und sich die Bartspitzen drehend. „Man könnte wenigstens den Versuch machen, — ich wollte jetzt, die Geschichte mit dem W. wäre mir gestern nicht passiert!“ — Aber die Geschichte mit dem W. war nun einmal passiert und ließ sich nicht mehr rückgängig machen; das Nachdenken des Obersten ergab das Resultat, daß er gegen den Lieutenant recht freundlich sein wolle, wenn dieser seine schöne Verwandte auf den Ball führte, was ja nicht verhindere, daß er später ruhig seinen Arrest abübe, und daß er sich nicht um ihn kümmern wolle, wenn die Dame nicht erschiene.

Selten wohl hatte der Oberst mit solcher Sorgfalt und Peinlichkeit seine Toilette gemacht, als an diesem Abende; kein grauer Schimmer in Bart und Haar brach verrätherisch durch, der Schnurrbart stand wie zwei Dolchspitzen in die Höhe und die Taille war zum Berspringen eingepreßt; that irgend etwas der Eleganz Eintrag, so war es nur die steife hohe Binde, die ungeschickten Dienstporen und die weißen Waschllederhandschuhe. Er war mit sich zufrieden, als er mit seinem dienstergebenen Adjutanten die Treppe hinabstieg, um sich in den Ballsaal zu begeben.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Poesie im Familienkreise.

(Schluß.)

Außer der gemeinsamen, verjüngenden Freude geht aber auch den Eltern, welche die „Hauspoesie“ nicht achten, eine werthvolle Gelegenheit verloren, für die Erziehung ihrer Kinder thätig zu sein.

Zunächst entgeht ihnen die Möglichkeit, die ästhetische Ausbildung der Jünger zu überwachen und zu leiten. Trotz aller modischen Vorurtheile bleibt es dabei, daß die Kunst des Lesens die wahre liberale Kunst ist, die jeder Gebildete vor Allem erlernen und üben sollte. Neben den bedeutendsten Erlebnissen, welche der fromme Sinn als Erziehungsmittel der Vorsehung ansieht, bilden die Bücher, welche auf uns einwirken, die Epoche machenden Ereignisse des Menschenlebens in der modernen Zeit und die Kunst, die fremden Geister der Bücher auf die eigene Seele wirken zu lassen, ohne sich in täglich neue Sklavenketten zu schmiegen, ist eine der notwendigsten, mit denen ein echter Mensch ausgerüstet sein muß. Und zu dieser Ausrüstung des jungen Geschlechtes wollten die Eltern nichts beisteuern? Selbst da, wo die Schule, die unter ihren vielen Pflöglingen dem Einzelnen nicht immer ganz gerecht werden kann, für das richtige Verstehen und schöne Lesen der Schriftwerke alles Mögliche leistet, so daß jedes einzelne Kind die todtten Buchstaben des Buches sinngetreu und anmuthvoll zu beleben weiß, selbst da hat das Lesen im Familienkreise einen unersehblichen Werth. Nur im traulichen Beisammensein, wo selbst das Ausgelachtwerden nicht schmerzlich berührt, faßt das Kind Muth, die Unklarheiten und Bedenken zu äußern, die sich ihm wie ein Alp aufdrängen und zuweilen die schönste Dichtung in ein quälendes Räthsel verwandeln. Eine Erfahrung statt vieler möge zeigen, was bei solchen Anlässen in manchem Kinde vorgeht. Schiller's Taucher wurde gelesen. Nach einer athemlosen Pause folgten bewundernde Ausrufe über den Heldemuth des Jünglings und neugierige Fragen über die Naturgeschichte der Meeresthüme. Dann wurde das Gedicht noch ein Mal verlangt. Auch jetzt saß nach dem Vorlesen ein siebenjähriger Knabe stillsinnend da und ließ tiefe Beflommenheit merken; endlich wagt er sich hervor. „Aber wie war es mit dem König? Kam der nicht wieder auf den Felsen? — Warum? — „Nun, es muß ihn doch gedauert haben; er war ja Schuld, daß der Knappe um's Leben kam; er muß doch oft an's Meer gegangen sein und gedacht haben: hättest du doch nicht wissen wollen, wie es da drunten aussieht!“ —

So offenbart das Kind beim Lesen im Schooße der Familie die innersten Tiefen seiner Seele. Aufmerksame Eltern werden dabei fast immer die Wahrheit von Goethe's Wort bestätigt finden: „Als Kinder sind wir alle moralische Rigoristen.“

Bedarf es noch des ausführlichen Nachweises, daß solche Lesestunden unter Leitung verständiger Eltern, welche den Goethe'schen Sinnsspruch: „Jedes Gedicht soll etwas lehren, aber unmerklich,“ als Regel befolgen, zu nuzreichen Lehrstunden, zu wahren Hausandachten werden können? —

Nur noch eine Frage zum Schluß. Kann die schöne Sitte, die Poesie zum Schmucke der häuslichen Geselligkeit zu machen, eine Sitte, die den Familien so manchen Segen spendet, auch der Poesie förderlich sein? Der Geist der Familie war ja nie ohne Einwirkung auf die schönen Künste. Könnte vielleicht das Bewußtsein, daß im Familienkreise dem Dichter ein freundlicher Empfang zu hoffen sei, welcher den stummen Verkehr mit dem einsamen Leser und selbst das

Austreten in einem glänzenden Salon an gemüthlichem Reize weit übertrifft, könnte dieses Bewußtsein nicht ermunternd und förderlich auf den schaffenden Dichter wirken? Der Salon hat seine eigene Literatur hervorgerufen; wahrscheinlich vermöchte das auch die schlichte Familie. Vielleicht mehrte sich durch ihren Einfluß die Zahl der Schöpfungen, welche schlichte, reinmenschliche und volksthümliche Motive mit Natürlichkeit, Klarheit und Innigkeit und mit edler Popularität so behandeln, daß sie, wie Voss vom Homer sagt, von der Jugend mit Lust und vom Alter mit Andacht gelesen werden.

Möge indeß diese Frage auf sich beruhen! Bleibt doch das sicher, daß wir den vollendeten Dichtern kaum schöner danken können, als wenn wir sie als Ehrengäste in den geheiligten Kreis der Familie einführen und ihre Werke der Jugend als nationale Kleinode durch lebendige Uebersetzung vererben.

B. S.

## Eine tropische Pflanze.

Dieser Tage begaben sich viele Blumenfreunde zum Herrn Landtisch-Direktor J. v. Nedange, um einen *Cactus grandiflorus* zu bewundern, der nach siebenjähriger Pflege zum ersten Male drei große, prachtvolle Blüten getrieben hatte. Das Eigenthümliche dieser Cactusart ist, daß sie binnen wenigen Stunden auf- und verblüht, und daß man in dieser Zeit den ganzen Naturprozeß verfolgen kann. Zuerst öffnen sich die unscheinbaren äußeren Hüllblätter, ihnen folgen die gelblichen innern, bis sich endlich das herrliche Blütenwunder enthüllt und zugleich ein vanilleartiger, starker Duft der geöffneten Blume entströmt. Die auf einem dicken, mehrere Zoll langen Stengel sitzende Blume ist vielleicht 7—9 Zoll breit, was im Verhältniß zu der ganzen Pflanze riesig zu nennen ist. Diese Cactusart ist besonders auf Jamaika und den Antillen zu Hause. Wenn man so beim Herzsichtige die seltsame Pflanze mit der wundervollen Blüte betrachtete und den starken, angenehmen Duft einso, überkam es einen, als hörte man von einem fremden Wunderlande erzählen — ein Gefühl, das den Besitzer des Cactus für die siebenjährige blüthenlose Zeit entschädigen dürfte.

## Literatur.

Das jüngste Heft des Familienbuchs des österr. Lloyd reicht sich würdig an seine Vorgänger an. Ein sinniges Gedicht: zwei Blumen, eröffnet den Reigen. Darauf folgt ein einfaches, aber treu nach der Natur gezeichnetes „Stück mährischen Dorflebens“, dem sich interessante „Erinnerungen an den Staatsstreich Louis Napoleons“ von Schmidt Weiffenfels anschließen. Sehr anziehend geschildert sind auch die „Bilder aus dem klassischen Alterthum“ von dem in diesem Gebiete so bewanderten Dr. A. Woltersdorf, sowie eine Episode aus Beethoven's Leben, von Max Ring. Den größeren Beiträgen stehen kleinere Aufsätze, wie: „organische Beimengungen des Wassers und der Luft“, Vorurtheile gegen gewisse Thiere u. wohl an Umfang, nicht aber an Gehalt nach. Die artistischen Beilagen: der Felsblock der heiligen Katarina, der Schuzengel und der Taucher sind diesmal besonders gelungen. —